

Am Krankenlager Georg Trakls. Ein imaginäres Stelldichein von Walter Methlagl (Hall)

Den Quellen entsprechend sind die Wegbegleiter Georg Trakls in seinen letzten Lebenstagen im Krakauer Garnisonsspital an den Fingern einer Hand abzuzählen: da gab es behandelnde Ärzte, Pfleger, einen Mitpatienten im Zimmer, den Burschen Matthias Roth, Ludwig von Ficker, vielleicht noch den einen oder andern Kameraden aus der Einheit, in der Trakl diente.¹ Mehr sind nicht bekannt, dürften es kaum gewesen sein, und worunter Trakl ganz besonders litt, das war die Einsamkeit und Kontaktlosigkeit, in der er sich befand.

Zieht man zusätzlich seine Korrespondenzpartnerinnen und -partner aus seiner galizischen Zeit in Betracht, dann erweitert sich der Kreis: seine Mutter, seine Schwester Margarethe und andere Mitglieder der Familie, Karl Röck, Hugo Neugebauer, Karl Kraus, Karl Borromäus Heinrich, Adolf Loos, Else Lasker-Schüler, Kurt Wolff, Ludwig Wittgenstein.²

Nimmt man auch noch jene hinzu, die sich – wie etwa Oskar Kokoschka, Albert Ehrenstein, Carl Dallago – von seinem Schicksal und Tod unmittelbar betroffen zeigten³, dann erhebt sich zumindest vor meinen Augen eine Konstellation von Namen, Personen und Werken, die exemplarisch für ein kulturelles Szenario stehen, eben jenes, innerhalb dessen Trakl seine letzten Lebenstage verbrachte und starb.

Das ist die These, die ich mit einigen Beispielen erläutern und begründen möchte. Ehrlich gesagt, ist mir da ein bisschen zuviel an kultureller Prominenz und an Signifikanz auf engstem Raum versammelt. Das kann man nicht, wie es oft geschieht, nur taxativ aufzählen und bei einzelnen Hinweisen belassen, da gehört die Gesamtschau auf eine sich aus sich selbst entfaltende kulturelle Situation her, und wovon ich hier spreche, das soll der Beginn einer solchen Entfaltung sein, spätere Erweiterungen, Ergänzungen und Verdichtungen durch mich oder andere vorbehalten.

Stellen wir uns also ruhig vor, die erwähnten Gestalten seien auch räumlich näher zusammengedrückt, als sie es in Wirklichkeit waren, sie hätten sich im genannten Zeitraum in der Zelle der psychiatrischen Abteilung des Krakauer Garnisonsspitals eingefunden und dort mit Trakl und untereinander darüber Austausch gepflogen, was ihnen damals, eben in diesen Tagen, geistig und existentiell besonders nahe gegangen ist. Gar so weit entfernt von der erlebten Wirklichkeit sind wir vermutlich gar nicht, denkt man daran, dass Ficker bei seinem Besuch alle Genannten und auch etliche von deren Problemen, soweit sie ihm bekannt waren, hätte gesprächsweise erwähnen können, und teilweise hat er das auch gewiss getan, hat dieses Stelldichein also gesprächsweise stattgefunden.

Dass in der Geschichte, die ich hier erzähle, vieles Ihnen Wohlbekannte zur Sprache kommt, ist unvermeidlich. Das ‚Neue‘ besteht eben in der Synchronisierung und Verknüpfung dieses Bekannten und teilweise vielleicht auch von noch Unbekanntem, um daraus ein So-noch-nicht-Bekanntes entstehen zu lassen.

Methodisch gesehen, handelt es sich um eine Text-Kontext-Analyse. Heuristisch stehen Artefakte, in diesem Fall Texte und Bilder (es könnte auch noch anderes hinzukommen), am Anfang und am Ende der einzelnen Diskurse und natürlich auch des Gesamt-Diskurses. Im Falle des Letztgenannten sind es die Gedichte *Klage II* und *Grodek*, dessen Niederschrift Trakl während des Rückzugs, etwa um den 20. September, begonnen und dessen letzte Textgestalt er zwischen dem 25. und 27. Oktober (nach Fickers Besuch) hergestellt hat. Ich werde weder diese beiden Gedichte noch andere durchgängig interpretieren, das haben andere schon früher getan und, wie im Falle *Grodek* Adrien Finck, besser, als ich es hier vermöchte.⁴ Alle, die Trakl damals ‚besuchten‘, versuche ich aber auch grundsätzlich zuerst von Artefakten her zu erfassen, die sie eben in diesen Tagen gerade fertig gestellt hatten oder im Begriffe waren fertig zu stellen. Und so bilden, nebst lebensweltlichen Umständen, auch diese Artefakte mit den Kontext zu Trakls *Klage II* und *Grodek*.

Den jeweiligen Stand solcher Arbeit möchte ich so präzise wie möglich bestimmen, auch das noch Unausgegrenzte, Unausgeborene; alles bot sich damals den Beteiligten natürlich aus anders einseitigen Perspektiven dar als unserer heutigen, kanonverwöhnten, auswählenden, wertenden Sicht.

Ich bin vom Optimismus beseelt, dass alles, womit sich die Genannten eben damals beschäftigten, den „Regeln“ eines „gemeinschaftlichen Handelns“ damals schon unterlag und für uns, in einer retrospektiven Aufarbeitung, heute noch unterliegt, wie Max Weber es in seiner Schrift *Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie* als Voraussetzung für gesellschaftliche Kohärenz postuliert, in unserem Falle eines „gemeinschaftlichen kulturellen Handelns“.⁵ Die Annahme ist, dass ein solches „gemeinschaftliches Handeln“ auch dann vorliegt, zwei oder mehrere also dasselbe tun, wenn sie ganz verschiedene Dinge tun, sofern es nur typisch verschiedene Dinge sind. Welche Regeln es sind, das gilt es eben von Fall zu Fall aufs neue kennen zu lernen.

Ich beginne mit Ficker,

und schon tue ich mir schwer, seine Erscheinung und damalige Handlungsweise an einem besonderen Artefakt – oder mehreren solchen – festzubinden. Im Sinn eines Autors fiktiver Texte war er kein Schriftsteller. Er gab eine Zeitschrift heraus, deren einzelne Nummern etwa seit Beginn des Jahrgangs 1912/1913 freilich einen zunehmenden Grad an Strukturiertheit, an kontrapunktischer Anordnung der Beiträge aufweisen. Zu der Zeit, um die es hier geht, war die regelmäßige Herausgabe der *Brenner*-Hefte blockiert. Ansonsten besteht sein ‚Lebenswerk‘, abgesehen von einer nicht allzu großen Anzahl von Essays⁶, aus Briefen – empfangenen und von ihm selbst verfassten, die insgesamt, wie unsere vierbändige Edition es zeigt, höchste kulturgesellschaftliche Aufschlusskraft und vielfach auch entsprechendes literarisches Niveau haben.⁷

Als alter Mann hat er zu mir einmal gesagt: „Über mich kann man keine Biographie schreiben.“ Ich habe mich an sein Verdikt gehalten. Es gibt Charaktere, die eben nicht aus einem mit sich selbst identischen Ich schöpfen und gestalten. Dagegen gibt es

Vermittlungsfiguren. Ficker war eine Vermittlungsfigur, mehr auf das Zu-sich-selbst-Kommen anderer ausgerichtet als auf das eigene Zu-sich-selbst-Kommen.

Als solche Vermittlungsfigur tritt er uns auch am Krankenbett Trakls entgegen. Alle Bezüge, in denen Trakl gegen Ende seines Lebens stand, sind in irgend einer Form immer auch über Ficker gelaufen. Genau drei Monate, ehe er in Krakau Trakl besuchte, war er am 23. und 24. Juli in Wien mit Wittgenstein zusammengetroffen, um mit ihm die Verteilung der Gelder aus der Spende zu besprechen, die Wittgenstein aus dem Erbe seines Vaters bedürftigen Künstlern und Schriftstellern zugedacht hatte. Da Wittgenstein anonym bleiben wollte, wurde Ficker zum Dreh- und Angelpunkt in der weiteren Spendenabwicklung.⁸ Neben Trakl waren es noch etliche andere Empfänger aus dieser Spende, die auch an dem imaginären Treffen teilgenommen haben: Dallago, Loos, Heinrich, Neugebauer, Kokoschka, Lasker-Schüler; nennen wir auch noch Ehrenstein. Mit allen Genannten hatte – teils im Umkreis von Kraus, teils in dem des *Brenner* – auch Trakl seit geraumer Zeit nähere Kontakte gepflegt, die eben auch zum größten Teil durch seine allerletzte Korrespondenz aus Galizien dokumentiert sind. Als neue Kontaktfigur trat im Zuge der Spendenabwicklung Rainer Maria Rilke in Erscheinung.⁹

Ehe Ficker nach Krakau abreiste, kam er am 22. Oktober in Wien noch mit Karl Kraus zusammen. Gemeinsam schrieben sie einen Brief an Heinrich, der auch im Feld war, und auf Bitten von Kraus nahm Ficker diesen Brief mit nach Krakau, wo auch Trakl ihn unterschreiben sollte.¹⁰ Dieses Detail stehe hier für das ganze Geflecht der damals entstandenen Korrespondenzen und soll zeigen, wie nahe zu einander die Genannten in Wirklichkeit standen. Was da auf dem engen Raum einer Grußkarte, einer Feldpostkarte in Kürze mitgeteilt wurde, waren nur scheinbar Formalitäten. Unausgesprochen schwingt in den knappen Zeilen Sorge mit, deuten sich Ahnungen von tieferer Verbundenheit unter den Beteiligten an. „Ahnungen sind des Herzens Licht“ heißt es irgendwo bei Karl Leberecht Immermann.

Doch was wogen und wiegen Ahnungen

Dangesichts der Entsetzlichkeit des Geschehens, von dem vor allem Frontsoldaten betroffen waren. Wie kann ich von tieferen Zusammenhängen sprechen, über die die Teilnehmer an unserem Stelldichein möglicherweise oder wirklich Austausch gepflogen haben, wenn wir daran denken, was Trakl in Godek durchgemacht hatte oder auch sein enger Innsbrucker Freund, der Maler Max von Esterle, der mit seinen kunstkritischen Texten aus der Zeit vor dem Krieg Kraus und Loos auffallend nahe steht.¹¹ Bei der Familie Ficker fand sich ein Ölgemälde, heute befindet sich das Original im Brenner-Archiv; die Kinder nannten es immer nur „den Geist“. Laut Familienerinnerung saßen am Abend vor Trakls Abreise nach Galizien Ficker, dessen Frau, Esterle und Trakl im Mühlauer Wohnzimmer beisammen. Die Stimmung, die namentlich von Trakl ausging, sei derart gewesen, dass Esterle die Gesellschaft verlassen und an die Luft musste. In den Tagen darauf – kurz vor seiner eigenen Einrückung – malte er unter dem Eindruck dieses Abends dieses Bild – mit der gespenstisch vorgebeugten Gestalt unter dem

entlaubten Baum in winterlicher Landschaft ohne Zweifel eine Allusion auf Traklsche Gedicht-Motive (wenn „Im Schatten des Nussbaums der Geist des Bösen erschien“, wie es in *Sebastian im Traum* heißt, das Trakl Loos gewidmet hat) – eine Umkehrung von Esterles sonst so lichter, impressionistischer Schneemalerei ins Dunkle, Nächtliche, Bedrohliche – kurz gesagt: eine Ahnung.



Einige Monate früher, im Jänner des Jahres, hatte Trakl Dallago provoziert: „Sie kennen das Böse nicht!“, hatte er ihm, der als Übertrager des *Taoteking* von Lao Tse an einen „reinen Menschen der Vorzeit“ glaubte, ins Gesicht gesagt.¹² Auch eine Ahnung. Nun, am 18. September, hielt Esterle seinen Eindruck von den ersten Schlachten des Ersten Weltkriegs schriftlich fest:

Niemand von uns hätte erwartet, auf seine alten Tage noch dieses Übermaß von körperlichen und seelischen Strapazen ertragen zu müssen. Es ist ungeheuerlich, was der Krieg vernichtet, – u. trotzdem habe ich den bestimmten Eindruck einer ganz verdienten Bestrafung. Wir waren jetzt in zwei großen Schlachten, die Hälfte der Mannschaft u. 2/3 der Offiziere sind weg, unsere Kräfte nehmen ab, rings ist das Land von uns selbst zerstört, die Einwohnerschaft ist mißtrauisch oder verräterisch, der Gegner bedeutend stärker als wir. Ich bin höchst erstaunt, daß ich das alles mitmachen kann. Was gäbe es alles zu erzählen – aber jeder Tag bringt neues Wirkliches von so entsetzlicher Größe, daß es einem den Mund verschließt. [...] Die Zukunft ist von unserem Standpunkte aus trist. Aber wir trachten uns darüber hinwegzutäuschen. Lachen kann freilich keiner von uns mehr. Jedoch ist die Zeit der Prüfung noch zu kurz. Es muß noch viel viel mehr Elend kommen [...].¹³

Diesen Brief schrieb Esterle, nachdem er auf dem „Rückzug in Verwirrung“ in Przemysl eingetroffen war. Dort geriet er später in russische Kriegsgefangenschaft, die mit jahrelanger Deportation nach Sibirien bis ins Jahr 1921 dauern sollte. Die Ahnung

hatte Züge des Wirklichen angenommen, allerdings auch in der einen Hinsicht, dass Esterle sich, so wie Trakl, an Dostojewskis Auffassung von einer gemeinsamen Schuld am Weltelend und speziell an diesem Kriegselend hielt. Damit nahm wohl auch er an diesem Stelldichein teil.

Sprechen wir von Kraus:

Bis zum Juli 1914 waren die Hefte der *Fackel* in regelmäßigen Abständen von ca. einem Monat herausgekommen. Das Heft mit den Nummern 400-403, das am 10. Juli erschien, hatte Kraus wegen der Ermordung des Thronfolgers in höchster Eile umgearbeitet. Kraus spricht von „vielfacher Umwälzung“.¹⁴ Bis Mitte Juni hatte er auch in üblicher Manier Lesungen veranstaltet – innerhalb von zwei Monaten waren es insgesamt acht gewesen: in Bielitz, Ostrau, Brünn, Prag, Berlin und dreimal in Wien. Dann trat bezüglich Öffentlichkeitsarbeit eine mehrmonatige Pause ein. Am 10. Juli reiste er zusammen mit Sidonie Nádherný von Borutin und deren Bruder drei Wochen nach Oberitalien. Auf der Hinreise machte man in Innsbruck Halt und traf dort mit Ficker zusammen, vermutlich auch mit Trakl. Eine Begegnung mit Lasker-Schüler, die gleichzeitig in Mühlau zu Gast war, vermied Kraus.¹⁵ Selbst an diesem unscheinbaren Detail zeigt sich die unglaubliche persönliche Nähe der Genannten zueinander.

Für die Tage und Wochen, als Trakl im Krakauer Garnisonsspital lag, galt, was Kraus sukzessive an Frau Nádherný schrieb: „Ich schrieb nicht und schreibe nicht gern“, teilt er ihr am 28. September mit, „um nicht an eine Thätigkeit erinnert zu werden, von der mich das Gefühl der Lähmung vorläufig noch fernhält. Vorläufig; denn schon spüre ich, daß es besser wird und wie die Ketten dieser furchtbaren Thatsächlichkeit sich lösen. Man muß Geduld haben.“¹⁶ Am 4. Oktober: „dieser Romain R. [Rolland] ist doch ein Schwachkopf (der sich darüber beklagt, daß er sich ‚mitreißen läßt‘). Ich denke, die Geister aller Nationen stehen geistig noch tief unter dem Feldwebel. Sie haben nicht die Kraft, den Mund zu halten.“¹⁷ Um den 9. Oktober setzt er sich mit der Kriegsphraseologie des Maximilian Harden auseinander.¹⁸

Hier die „furchtbare Tatsächlichkeit“, dort die Sprache – lässt sich das überhaupt noch vereinbaren? Das heißt: Kraus geht in diesen Tagen mit sich ins Gewissen. War nicht alles bisherige Bemühen, den Mängeln in der Gesellschaft sprachkritisch an den Leib zu rücken, Mimikry gewesen, Kur an den Symptomen? Ja, hatte, wie Gerald Stieg vermutet, dieses Verstummen seinen Grund nicht auch darin, dass Kraus sich – ähnlich wie Esterle – mitverantwortlich fühlte für das, was jetzt geschah?¹⁹

Gut zwei Wochen nach Trakls Tod, am 19. November, trat Kraus wieder an die Öffentlichkeit. Die Vorbereitung seiner Lesung fiel also eben in unsere Tage und Wochen des Stelldicheins, somit auch die Vorbereitung des Essays *In dieser großen Zeit*, der dann in der *Fackel* Nr. 404 am 5. Dezember erschien. In diesem Heft, auf dessen Umschlag-Rückseite schon die nächste Vorlesung für den 16. Dezember mit „Shakespeare, Nestroy, Raimund, Georg Trakl +, Karl Kraus“ angekündigt ist, hat er das Dilemma endgültig formuliert:

Erwarten Sie von mir kein eigenes Wort. Weder vermöchte ich ein neues zu sagen; denn im Zimmer, wo einer schreibt, ist der Lärm so groß, und ob er von Tieren kommt, von Kindern oder nur von Mörsern, man soll es jetzt nicht entscheiden. Wer Taten zuspricht, schändet Wort und Tat und ist zweimal verächtlich. Der Beruf dazu ist nicht ausgestorben. Die jetzt nichts zu sagen haben, weil die Tat das Wort hat, sprechen weiter. Wer etwas zu sagen hat, trete vor und schweige!²⁰

„Kein eigenes Wort“ – was zu sagen ist, kann nur ‚sekundär‘ gesagt werden, zitierend, mit Worten anderer, oder überhaupt nur schweigend in einer Form der Kommunikation, die ich hier „implizites Zeigen“ nenne.

Was las Kraus sonst noch an diesem 19. November? Stellen aus Jesaja Kap. 1,2,3, Jeremia Kap. 8 und aus der Offenbarung Johannis Kap. 6,8,9,13 (nach Luther), endend mit dem Aufsteigen des Tiers, dessen Maul große Worte spricht, dann Gedichte von Detlev von Liliencron und sein eigenes Gedicht *Der sterbende Mensch*.²¹ Soviel ich weiß, hat die Zitate aus der Bibel sein damaliger Sekretär, der Architekt Paul Engelmann, Schüler von Loos, für ihn herausgesucht und damit gleichzeitig den spirituellen Grund für *Die letzten Tage der Menschheit* gelegt, die also gleichfalls eben in diesen Tagen ihre ersten Keime trieben.

„Saal voll“, telegraphierte Kraus gleich nach der Lesung an Frau Nádherný, „Eigenes (¾ Stunden) größte Gefahr und größter Eindruck. Bibel von unerträglicher Wucht, dann Erlösung: Liliencron.“²² Im abschließenden Zuspruch Gottes an den „sterbenden Menschen“:

Sahst hinter dich und suchtest meinen Garten.
Du bliebst am Ursprung, Ursprung ist das Ziel.
Du, unverloren an das Lebensspiel²³

tritt uns – allzu auffallend ist die Nähe zum *Siebenmonatskinder*-Aphorismus – Trakls sich schließendes Schicksal vor Augen, wie Kraus es in diesen Tagen gesehen haben mag.

Liliencron: Was hatte Trakl am 27. Juni 1912 über ihn gesagt? „[Goethe] sei kein echter Dichter, habe sich nicht daran gegeben wie Mörike. Wie Liliencron, der sich verblutet habe an seinen Stoffen. Goethe habe niemals, auch nicht als junger Mensch neurasthenisch gedichtet, Liliencron schon.“²⁴ Das war, wie gesagt, 1912 gewesen. Jetzt, in Krakau, hatte Trakl sozusagen den Prototyp eines Dichters bei der Hand, der sich an seinen Stoffen verblutet hat, der „neurasthenisch gedichtet“ hat: Johann Christian Günther.²⁵

Am 2. November 1914 um ¾ 10 Uhr abends, in der Nacht also, als Trakl starb, hatte Kraus ohne weiteren Kommentar eines der Gedichte Liliencrons, die er bald darauf lesen sollte, an Frau Nádherný geschickt.

Abschied

Ein Birkchen stand im Weizenfeld,
Gab Schatten kaum erst sechzehn Jahr'.
Das hat den Bauer sehr erbost,
Dass die paar Fuß der Sonne bar.

Ich ging vorbei, der Bauer schlug,
Dem Stämmchen war so wund und weh.
Es quält die Axt, das Bäumchen ächzt
Und ruft mir zu ade, ade.

Die Kone schwankt, ein Vöglein kam,
Das seinen Frieden hatte dort,
Noch einmal sucht im Hin und Her
Das Krallchen Halt im grünen Port.

Das Bäumchen sinkt, der Vogel fliegt
Mit wirrem Zwitscherlaut ins Land,
Ich schämte mich vor Baum und Tier
Und schloss die Augen mit der Hand.²⁶

In der Vorlesung hob Kraus Liliencron gegen die ‚Kriegslyriker‘ Gerhart Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal und Richard Dehmel rühmend ab:

Aber wir sehen rings im kulturellen Umkreis nichts als das Schauspiel, wie der Intellekt auf das Schlagwort einschnappt, wenn die Persönlichkeit nicht die Kraft hat, schweigend in sich selbst zu beruhen. Die freiwillige Kriegsdienstleistung der Dichter ist ihr Eintritt in den Journalismus. Hier steht ein Hauptmann, stehen die Herren Dehmel und Hofmannsthal, mit Anspruch auf eine Dekoration in der vordersten Front und hinter ihnen kämpft der losgelassene Dilettantismus.²⁷ [...] Deutschlands größter neuzeitlicher Dichter, Detlev v. Liliencron, ein Dichter des Krieges, ein Opfer jener kulturellen Entwicklung, die vom Siege kam, hätte wohl nicht das Herz gehabt, sich an die noch rauchenden Tatsachen mit einer Meinung anzuklammern, und es bleibt abzuwarten, ob unter jenen, die das Erlebnis dieses Krieges hatten, und jenen, die als Dichter erleben können, einer erstehen wird, der Stoff und Wort zur künstlerischen Einheit bringt.²⁸

Dem „Stoff“: der „furchtbaren Tatsächlichkeit“, den „rauchenden Tatsachen“ – wird ihm ein dichterisches Wort überhaupt noch gerecht? Die Frage stellte Kraus beim Stelldichein in den Raum, während Trakl *Klage II* und *Grodek* ins Reine schrieb.

Anders als dieser hatte Kraus, der „die idealen, die klassisch aufgeräumten Geisteshorizonte“ liebte²⁹, wenn er von Liliencron sprach, Goethe als positive Leitfigur mit im Bild. Selbst als er Frau Nádherný Trakls Tod mitteilte, geschah dies im Nachklang klassischer Formulierungsweisen: „Sein Irrsinn rang mit göttlichen Dingen“.³⁰ Während etwa vierzehn Tage vor Trakls Einrückung an die Front, am 10. August, Röcks deutschnationaler Goethe-Enthusiasmus und Trakls „Russophilie“ derart zum Kollidieren kamen, dass es zwischen den beiden ums Haar zum Bruch gekommen wäre.³¹ Wenn wir Fickers Erinnerung glauben wollen, galt selbst während dessen Besuch in Krakau eine der letzten kritischen Pointen Trakls Goethe: „der Menschheit *ganzer* Jammer, hier habe er einen angefaßt“.³²

Kokoschka:

Wir wissen davon, dass Trakl – wohl Ende 1913 – an dessen Gemälde *Die Windsbraut* möglicherweise mitgemalt hat, jedenfalls mit dem Künstler eine Zeitlang intensiv umging.³³ Da ist schon eine Vorausahnung der damals künftigen, für uns hier gegenwärtigen Ereignisse zu spüren, kommt doch Trakl in seinem Gedicht *Die Nacht*, das auch eine Kriegsvorahnung ist, selbst auf „die Windsbraut“ zu sprechen.³⁴ Wir wissen auch, welche bitteren Vorwürfe sich Kokoschka machte, als er vom Tod des Freundes erfuhr, dass er nicht öfter an ihn geschrieben hatte: „Ich weiß, daß oft so eine kleine Stärkung einen Menschen, der am Rande seiner seelischen Kraft ist, aufrichtet und den Ausschlag geben mag, daß der Körper noch aushält.“³⁵ Kokoschka war es, dem Ficker den ausführlichsten Bericht über den doch rätselhaften Tod Trakls übermittelt hat.³⁶ Sein Vorhaben, „so schön ich kann, farbige Bilder zu manchen Gedichten [zu] machen“, hat er nicht verwirklicht.

Oder vielleicht doch? Vielleicht, ohne dass ihm voll bewusst war, wie viel ihn in der Zeit, als er dies schrieb, mit Trakl künstlerisch vereinte, also nur aus einer Ahnung heraus? Zeitgleich mit Trakls Aufenthalt in Krakau arbeitete Kokoschka an einem anderen Ölbild, seinem wohl düstersten überhaupt: *Der irrende Ritter*.³⁷ Es zeigt zentral eine Figur, augenscheinlich den Künstler selbst, in der Rüstung eines mittelalterlichen Ritters. Verirrt oder verloren liegt sie an einer nächtlichen Küste vor einem vom Sturm aufgewühlten Meer oder Fluss. Das Bild erinnert an Mehreres: von der erregten Pinselführung her an die Unerbittlichkeit der letzten Bilder van Goghs, nebenbei aber auch an das Porträt, das Kokoschka im Jänner 1915 auf Betreiben von Loos von Ficker angefertigt hat, während er immer noch am *Irrenden Ritter* malte;³⁸ schließlich und für uns hier am wichtigsten: vom Motiv her mutatis mutandis an Trakls gleichzeitig entstandenes Gedicht *Klage II*:

Des Menschen goldnes Bildnis
Verschlänge die eisige Woge
Der Ewigkeit. An schaurigen Riffen
Zerschellt der purpurne Leib.³⁹

Der Figur zunächst sind zwei andere, offensichtlich symbolische Figuren zu sehen: ein geflügelter Vogelmensch in einem Boot, als weiteres Selbstporträt und – sichtlich auf Charon anspielend – jedenfalls als Todessymbol zu deuten:

Schlaf und Tod, die düstern Adler
Umrauschen nachklang dieses Haupt:

und eine Sphinx-Frau – rätselhaftes Schicksal, vielleicht mit Anspielung auf Alma Mahler, die sich kurz zuvor von Kokoschka getrennt hatte. Am düsteren Himmel die Buchstaben „E S“, vielleicht auf die Klage Christi am Kreuz bezogen: „Eli, Eli lama sabachthani“ – „mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen“. Jedenfalls eine bildliche Entsprechung zu den Versen:

Und es klagt die dunkle Stimme
Über dem Meer.

Was sonst sollte einem dazu einfallen?! Es war das letzte Bild Kokoschkas vor einer langen, natürlich auch durch die äußeren Umstände bedingten Schaffenspause.

Lasker-Schüler hat ihre Ahnungen

von einem Zusammensein mit Trakl in dessen Sterbestunde in ihrer eigenen Art festgehalten: „Bin trostlos“, telegrafierte sie am 9. November an Ficker, „wäre nach Krakau gekommen aber Karte nicht erhalten“.⁴⁰ Die Karte, in der Trakl wünscht, dass sie ihn besucht, erreichte sie erst am 13. November: „Ich wäre *sofort* gekommen, so wahr ich Jussuf bin. [...] Denken Sie wie eine Ahnung – ich sagte schon seit Wochen – ich muss nach Krakau.“⁴¹

Mehr noch: Am 18. März 1926 schreibt sie im Rückblick:

Ich will mich sicher nicht überheben, aber ich hätte ihn, wenn ich es gewagt hätte, froh machen können. Damals kam die Karte zu *spät*, ich wäre ja sofort abgereist. Ich sah ihn doch in meinem Zimmer, (wie es in meinem *Gedicht steht*) als 15-jähriger im Havelock seinem Mantelkragen – durch mein Zimmer gehen. *Sicher* am Tage in der Stunde seines Sterbens. Jedenfalls erreichte mich ein Gedanke von ihm.⁴²

Welcher Gedanke?

Kurz vor Kriegsausbruch war Lasker-Schüler von Franz Pfemferts *Aktion* und Herwarth Waldens *Sturm* zum *Brenner* übergewechselt und hatte dort neben Gedichten auch weitere an Franz Marc gerichtete *Malik*-Briefe des Prinzen Jussuf von Theben veröffentlicht, fast alle direkte Huldigungen an Kraus, den „Kardinal“ (den sie dabei auch in knappem Umriss gezeichnet hat).⁴³ In der ersten Ausgabe ihrer *Gesammelten Gedichte* (1917)⁴⁴ hat sie auch die vor dem Krieg erschienenen *Hebräischen Balladen*

Kraus gewidmet.⁴⁵ Ficker und seiner „blonden Schwedin“ schenkte sie „die Gedichte des Styx“, die 1902 als ihre erste lyrische Veröffentlichung erschienen waren, mit einem eigens hiezu verfassten Gedicht, das durchaus in unsere Begegnungssphäre gehört:

Styx

O, ich wollte, daß ich wunschlos schlief,
Wüßt ich einen Strom, wie mein Leben so tief,
Flösse mit seinen Wassern.⁴⁶

Über die Entstehung ihrer ersten Gedicht-Sammlung schrieb Lasker-Schüler im Rückblick: „Ich hatte damals meine Ursprache wiedergefunden, noch aus der Zeit Sauls, des Königlichen Wildjuden herstammend. Ich verstehe sie heute noch zu sprechen, die Sprache, die ich wahrscheinlich im Traume einatmete.“⁴⁷

Kraus, „dem Kardinal“, einer, wiewohl jüdischer Herkunft, sakral unnahbaren Autoritätsperson der katholisch-christlichen Welt und westlichen Kultursphäre, im Grunde jedoch *der* Sprach-Autorität der Zeit, stellte sie *sich selbst* als Autorität aus der orientalischen, zumal jüdischen Sprach- und Kulturtradition gegenüber.⁴⁸ Grundsätzlich dasselbe war auch in ihrer seit März 1913 bestehenden und immer enger werdenden Beziehung zu Trakl geschehen, der ihr, der „morgenländischen“ Dichterin, dann das Gedicht *Abendland* gewidmet hat⁴⁹, das gleichfalls mit einer Kriegsvorahnung schließt. Die Begegnung der Kultursphären kommt auch in dem von ihr oben erwähnten Gedicht zum Ausdruck: Unter Hinweis auf den Eingang des Johannes-Prologs stellt sie darin Trakl Martin Luther gleich, dem Übertrager der christlichen „Ursprache“, der Heiligen Schrift, und Begründer und Erneuerer einer einheitlichen deutschen Sprache. Vielleicht tat sie das auch mit einem ablehnenden Gestus gegenüber Trakls ästhetischem Über-Ich, Friedrich Nietzsche, der sich ja selbst, jenseits der christlichen Glaubensüberlieferung, als neuen Martin Luther stilisiert hatte.

Georg Trakl

Seine Augen standen ganz fern.
Er war als Knabe einmal schon im Himmel.

Darum kamen seine Worte hervor
Auf blauen und weißen Wolken.

Wir stritten über Religion,
Aber immer wie zwei Spielgefährten,

Und bereiteten Gott von Mund zu Mund.
Im Anfang war das Wort.

Des Dichters Herz, eine feste Burg,
Seine Gedichte: Singende Thesen.

Er war wohl Martin Luther.

Seine dreifaltige Seele trug er in der Hand,
Als er in den heiligen Krieg zog.

– Dann wußte ich, er war gestorben –

Sein Schatten weilte unbegreiflich
Auf dem Abend meines Zimmers.⁵⁰

Ihres Zimmers, Trakls Krankenzimmers, was soll's? „Jedenfalls erreichte mich ein Gedanke von ihm“, schrieb sie.⁵¹ Die Ahnung hat es gegeben. – Im Zusammenhang mit dem Austausch beim Stelldichein hieß das wohl: ‚Ritter Georg, du hast es geschafft, Du hast als Sprachkünstler die übermächtige Autorität bewältigt, Nietzsche, diesen falschen Martin Luther, der gewiss Dein Dichten maßgeblich in Bewegung gebracht hat, zuletzt dich dann aber unerträglichen Zwängen preisgab. Du hast zu *Deiner* Ursprache gefunden.’

Dazu gehört auch die schöne Zeichnung, die Lasker-Schüler Ende Dezember 1914 Ficker übersandte (siehe Seite 38f.).⁵² Ähnlich der gleichzeitigen Malart Kokoschkas der erregte Strich, der gleichzeitig ausspart, Nicht-Darstellbares andeutet. Vergleichbar auch der Umstand, dass es ein Selbstporträt ist, freilich eines, das sich, so wie bei Kokoschka und bei Trakl, der in seinen Gedichten sich ja auch immer mitporträtiert hat, repräsentativ verallgemeinert: die „morgenländische“, die orientalische, die altägyptische, vor allem die jüdische Kulturgemeinschaft, vertreten durch Prinz Jussuf von Theben, betet für die Seele des ‚Martin Luther‘ Trakl. Auch das hat sich an Trakls Krankenlager ahnungsweise abgespielt.

Nach seiner Ankunft in Krakau am 9. August

N führte Wittgenstein konsequent ein doppeltes Tagebuch: ein offizielles (hier „O“) in normaler Handschrift⁵³ und ein geheimes (hier „G“)⁵⁴ in einer verschlüsselten Schrift (mit umgekehrtem Alphabet). Im geheimen sind persönliche Erlebnisse festgehalten, das offizielle ist ausschließlich Problemen der Bedeutung logischer Sätze im Verhältnis zur „Welt“, also zur umgebenden Wirklichkeit gewidmet. Ich erlaube mir, Texte aus beiden Tagebüchern zu einer gemeinsamen kurzen Sequenz zusammenzufügen, freilich unter Angabe der jeweiligen Quelle:

G: 8.9. „Jeden Tag viel gearbeitet und viel in Tolstois Erläuterungen zu den Evangelien gelesen!“

13.9. „Die Russen sind uns auf den Fersen. Habe furchtbare Szenen miterlebt. Seit 30 Stunden nicht geschlafen. Fühle mich sehr schwach und sehe keine äußere Hoffnung.

Wenn es mit mir jetzt zu Ende geht, so möge ich einen guten Tod sterben, eingedenk meiner selbst. Möge ich mich nie selbst verlieren.“⁵⁵

O: 20.9. „Daß ein Satz ein logisches Abbild seiner Bedeutung ist, leuchtet dem unbefangenen Auge ein. Gibt es Funktionen von Tatsachen? Z.B. ‚Es ist besser, wenn dies der Fall ist, als wenn jenes der Fall ist.‘“⁵⁶

G: 11.10. „Ruhige Nacht. – Trage die ‚Darlegungen des Evangeliums‘ von Tolstoi immer mit mir herum, wie einen Talisman.“

17.10. „Gestern *sehr* viel gearbeitet. Der Knoten zog sich immer mehr zusammen, aber ich fand keine Lösung [...] Ob mir der erlösende Gedanke kommen wird, ob er kommen wird??!!“⁵⁷

O: 24.10. „Der Satz *drückt aus*, was ich nicht weiß, was ich aber doch wissen muß, um ihn überhaupt aussagen zu können, das *zeige ich in ihm*.“

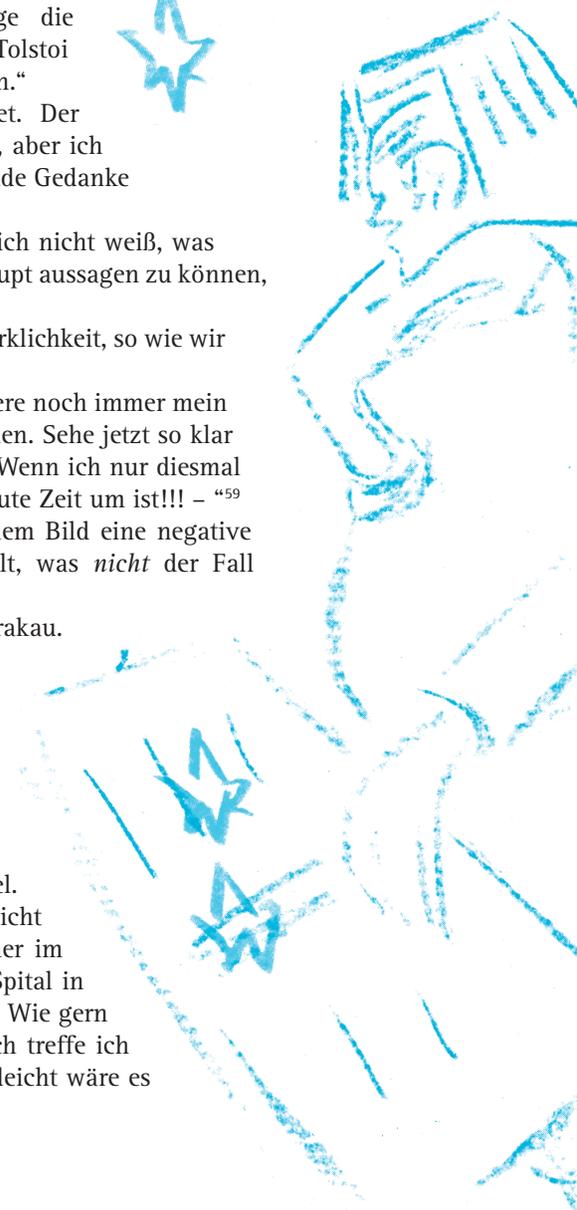
27.10. „Der Satz ist ein Modell der Wirklichkeit, so wie wir sie uns denken.“⁵⁸

G: 29.10. „Sehr viel gearbeitet. Belagere noch immer mein Problem, habe schon viele Forts genommen. Sehe jetzt so klar und ruhig wie nur in den besten Zeiten. Wenn ich nur diesmal alles Wesentliche lösen könnte, ehe die gute Zeit um ist!!! – “⁵⁹

O: 30.10. „Man könnte auch auf einem Bild eine negative Tatsache darstellen, indem man darstellt, was *nicht* der Fall ist.“⁶⁰

G: 31.10. „Heute früh wieder gegen Krakau. Den ganzen Tag gearbeitet. Habe das Problem *vergebens* gestürmt! Aber ich will eher mein Blut vor dieser Festung lassen, ehe ich unverrichteter Dinge abziehe.“

1.11. „Vormittag weiter gegen Krakau. Während des Wachdienstes heute nacht gearbeitet, auch heute sehr viel. Und noch immer erfolglos. Bin aber nicht mutlos, weil ich *das Hauptproblem* immer im Auge habe. –. Trakl liegt im Garnisons-Spital in Krakau und bittet mich, ihn zu besuchen. Wie gern möchte ich ihn kennenlernen! Hoffentlich treffe ich ihn, wenn ich nach Krakau komme! Vielleicht wäre es mir eine große Stärkung.“⁶¹



O: 1.11. Ob ein Satz wahr oder falsch ist, muß sich zeigen. Wir müssen aber im Voraus wissen, *wie* es sich zeigen wird.“

3.11. „Der Satz ist das logische Bild eines Sachverhaltes.“⁶²

G: 4.11. Morgen sollen wir in Krakau sein. Höre daß wir wahrscheinlich eine Belagerung von Krakau zu erwarten haben. Da werde ich viel Kraft brauchen um den Geist zu bewahren. –. Häng nur nicht von der äußeren Welt ab, dann brauchst du dich vor dem, was in ihr geschieht, nicht zu fürchten.“

6.11. „Früh in die Stadt zum Garnisonsspital. Erfuhr dort, daß Trakl vor wenigen Tagen gestorben ist. Dies traf mich *sehr* stark. Wie traurig, wie traurig!!! Ich schrieb darüber sofort an Ficker. Besorgungen gemacht und dann gegen 6 Uhr aufs Schiff gekommen. Nicht gearbeitet. Der arme Trakl. –. Dein Wille geschehe. –“⁶³

Wittgenstein verknüpft also seine logische Gedankenführung mit der ihn umgebenden militärischen Situation. Brian McGuinness drückt es so aus: „Es war beinahe so, als hätte er gedacht, es gebe nur eine Aufgabe zu erfüllen: dem Tod zu begegnen, ohne Schande auf sich zu laden, und den Durchbruch zur Lösung aller seiner philosophischen Probleme durch einen Handstreich zu schaffen.“⁶⁴

Wenig später wird Wittgenstein zu Paul Engelmann sagen: „Wie kann ich ein guter Philosoph sein, wenn es mir nicht gelingt, ein guter Mensch zu sein?“⁶⁵ So wie er, nach einem noch späteren Eingeständnis, „über die Logik und über seine Sünden“ nachzudenken pflegte.

Diese ersten Kriegswochen und -monate mit ihrer von ihm durchlebten beispiellosen Existenzangst, Todesangst, aber auch mit seiner Lektüre der Tolstojischen Schrift, hatten also zu der Zeit, als Trakl in Krakau krank lag, auf Wittgenstein gerade ihre Wirkung getan: Ihm wurde klar, dass die Lösung des philosophischen Problems nicht nur ein unverbindliches Gedankenkalkül sein dürfe, es müsse vielmehr zugleich die Lösung der Lebensprobleme, des Lebensproblems sein oder ermöglichen. Der sprachliche, das heißt damals für ihn: der logische Umgang mit der Welt, also mit allem, „was der Fall ist“, muss vorbehaltlich der Lösung von Lebensproblemen geschehen. Erstmals zeichnet sich der für den *Tractatus* eigentümliche Schwenk ab, mit dem Wittgenstein künftig ein Gleichgewicht zwischen dem geschriebenen und dem nicht-geschriebenen Teil seines Buches herstellte.

Die Satire des Karl Kraus, zu deren wichtigsten Techniken – auch noch oder wieder in dem hier gegenständlichen Essay *In dieser großen Zeit* – das entlarvende Zitat gehört, also ein „implizites Zeigen“, hat trotz aller babylonischen Sprachverwirrung als ihren Ruhepunkt die Vorstellung einer funktionierenden Grammatik und Ästhetik und ein an deutschen Klassikern orientiertes, ästhetisches und zugleich ethisches Sprachmodell. Wittgenstein hingegen hatte schon 1913 formuliert: „Mißtrauen gegen die Grammatik ist die erste Voraussetzung des Philosophierens.“⁶⁶ Insofern

standen damals Wittgenstein und Trakl näher zueinander als beide zu Kraus. Denn auch in Trakls Lyrik machte sich, wie wir wissen, je länger desto unmissverständlicher, eine ‚antigrammatische Tendenz‘ geltend. Beide trieb es, so wie Kraus, dazu, Kritik an der Gesellschaft von den Funktionen der Sprache her zu betreiben, doch unterschieden sich ihre diesbezüglichen Bemühungen von der Pressekritik Kraus‘ darin, dass sie sich nicht in erster Linie nach außen, an die gegen die Gesetze der Grammatik verstoßenden Feuilletonisten richtete. Sie zeigten – der eine an einem logischen System, um das Ethische „von Innen her“ zu begrenzen⁶⁷, der andere in den Gefügen seiner Bilder – zwar auch *implizit*, aber ohne die Vorannahme eines ‚gesunden‘ Sprach-Zustands –, wie es um die Sprache bestellt ist.

Solch ein Austausch geschah, wiewohl immer nur ahnungsweise, beim Stelldichein.

Implizites Zeigen – in diesem Zeichen erfolgte auch Rilkes Widmung der *Duineser Elegien* an Wittgenstein in der 1988 aufgefundenen, fragmentarischen Form.⁶⁸ Sie erfolgte im Zeichen einer äußersten Verstumtheit. Mehr als je zuvor kargte damals Rilke mit der Niederschrift und Weitergabe poetischer Daseinsäußerungen. Die vorschnell zur Veröffentlichung freigegebenen *Fünf Gesänge* wollte er schon vor ihrem Erscheinen im *Kriegsalmanach* des Insel-Verlags von 1915 „nicht an anderer Stelle wieder verwendet wissen“.⁶⁹

In diesem Zustand der Verstumtheit bestand eine Voraussetzung, förmlich der Grund für die Widmung an Wittgenstein, die er am 18. Oktober 1914 Ficker gegenüber so aussprach:

ich meine nicht zu irren, wenn ich vermuthete, daß gerade *diese* Gedichte, selbst unter jenen ausgeschalteten Verhältnissen, draußen, im Feld, ihre Stimme nicht ganz verlieren, und es hat insofern Sinn, sie in besonderer Weise zugänglich zu machen, als ich, wahrscheinlich, jede Veröffentlichung der „Elegien“ weit hinausschieben werde.⁷⁰

Rilke hat seine Dichtung bewusst einem nichtöffentlichen Milieu anvertraut, ersten Lesern, von denen er erwartete, dass sie mit den darin gezogenen Grenzen des Sprachausdrucks und mit der darin entworfenen Dimension des Schweigens und des impliziten Zeigens umzugehen wussten. Er hat die geistige Veranlagung des Empfängers der Widmung vorausgeahnt.

Fickers Frage nach einem Beitrag für den *Brenner* am 5. Oktober geriet Rilke förmlich zu einer Poetologie des Schweigens: Kein Wort könne er schreiben „ohne unverhältnismäßige Anstrengung“. „So schwieg ich denn“, fasst er am 8. Februar 1915 rückschauend zusammen; er will es aber darauf ankommen lassen, „ob nicht vielleicht irgend ein Gedicht entsteht, ein neues, jetziges, – sei es auch nicht mehr, als das Geräusch, mit dem ein Stück Schweigens abbröckelt von der großen Masse Stummseins in mir“.⁷¹

Es entbehrt nicht einer großen Frappanz, dass, eben als die beiden reingeschriebenen Gedichte Trakls, *Klage II* und *Grodek* bei Ficker in Mühlau eintrafen, auf dessen

Schreibtisch auch diese Handschrift der *Elegien* lag. Unausgesprochen, ahnungsweise war auch Trakl deren Adressat. Als im Frühjahr 1915 das *Brenner-Jahrbuch 1915* mit *Versen* von Rilke aus dem Vorfeld der *Elegien* erscheint, schreibt er an Helene von Nostitz:

haben Sie den Georg Trakl gelesen? („Sebastian im Traum“ und die „Gedichte“ bei Kurt Wolff), hier, grade heute, kommt das Brenner-Jahrbuch mit seinen letzten Gedichten, er ist aufs furchtbarste leidend in Krakau im Garnionsspital gestorben, im fremden bösen Unheil mitten drin, und doch vielleicht eingesunken an die Wurzeln seines eignen Leidens, das noch ein paar Blüthen aufbrachte und abwarf. An meinem Gedicht im gleichen (beifolgenden) Jahrbuch [...] erkennen Sie, wie verstummt ich bin, ich hatte nichts anders zu vergeben.⁷²

Zur selben Zeit formulierte Rilke seine bekannten Stellungnahmen zu Trakls Gedichten.⁷³ Er wies auf die darin gesetzten „inneren Abstände“ hin, die ihm den *Helian* „gleichsam auf seine Pausen aufgebaut“ erscheinen lassen – „ein paar Einfriedigungen um das grenzenlos Wortlose; so stehen die Zeilen da“. Das sind – bisher zu wenig beachtet – gleichzeitig poetologische *Selbstaussagen*, entstanden aus der „Schaffens- und Lebenskrise“, in der Rilke sich befand, auch als Trakl im Krakauer Garnionsspital darniederlag. Der „jäh perspektivischen Verkürzung“, in die hinein am Schluss von *Grodek* „Trakls Blick förmlich gebrochen und aus der Welt gehoben schien“ (wie Ficker es ausdrückte)⁷⁴, ja der Anlage des ganzen Gedichts insgesamt als einer „Klage in zerbrochener Sprache“ (Finck), durchzogen von syntaktisch-logischen Rissen, gestaltet in vieldeutigen Bildkomplexen, die letztlich auch hier der poetischen Fügungsweise nach dem Modell des Inzests gehorchen, – solcher Qualitäten des „impliziten Zeigens“ zeigt Rilke sich schon zur Zeit der Entstehung von *Grodek* kundig. Aus einer Retrospektive heraus ist es ja, dass er Trakls Gestalt „instinktiv in den fünf Erscheinungen des Helian“ erfasst: Sie gehört für ihn zu „den linosaft-Mÿthischen“. Wie sie zu fassen war, hatte er also – gleichfalls mit einem Gestus des „impliziten Zeigens“ – schon vorausformuliert – eben in dem Manuskript der *Elegien*, das er Wittgenstein als Dankgeschenk übermitteln ließ:

Ist die Sage umsonst, dass einst in der Klage um Linos
wagende erste Musik dürre Erstarrung durchdrang,
dass erst im erschrockenen Raum, dem ein beinah göttlicher Jüngling
plötzlich für immer enttrat, das Leere in jene
Schwingung gerieth, die uns jetzt hinreißt und tröstet und hilft.⁷⁵

Was Trakl in dem hier geschilderten Zeitraum widerfahren ist, heute ist es so traurig wie ehemals. Wittgensteins Vaterunser-Bitte passt dazu besser als ein kulturgeschichtlicher Diskurs. Dennoch ist nicht zu übersehen, welche Energien von langzeitiger Wirkung in dieser leidvollen Situation, teilweise *durch* sie, freigeworden sind. In Anbetracht solcher, durchaus klärender, erneuernder, nachweislich in die Zukunft wirkender Kräfte

verbietet es sich, eine Gestalt wie Trakl derart in ‚Dekadenz‘ aufzulösen, wie etwa Claudio Magris dies getan hat.⁷⁶

In der Kürze der Zeit ist es mir nicht möglich, aus der ‚Engführung‘, wie ich sie hier versucht habe, und die doch, glaube ich, Kohärenzen und Konvergenzen in erstaunlicher Dichte und Vielseitigkeit gezeitigt hat, jene weiterführenden methodologischen Konsequenzen zu ziehen, die uns das angestrebte Gesamtbild eines kulturellen Szenarios als Ergebnis eines allseits kontrollierten Denk- und Darstellungszusammenhangs erfahren lassen. Dieser Zusammenhang lässt sich nach dem Baukastenprinzip erweitern: als weitere Artefakte wären etwa die gleichzeitig entstehenden Architekturen von Loos auf ihre ‚Sprachlichkeit‘ hin zu untersuchen, wozu Trakl ja in seinem Loos-Aphorismus einen kräftigen Anstoß gegeben hat, oder die jeweiligen musikalischen Hervorbringungen von Schönberg und Webern. Aber auch andere Bezüge, wenn zum Teil auch ohne *direkte* kulturelle Relevanz, gehören mit einbezogen: der Bezug zur Mutter und zu den Geschwistern, namentlich zur Schwester Margarethe, zu Cissi von Ficker und anderen. „Die Schwester“: – in den Gedichten *Klage II* und *Grodek* ist mit diesem Wort in mythischer Verschlüsselung förmlich ein poetologisches Prinzip angesprochen. Ein Inzest-Modell steht ja – als ein System disparater Zeichen – insgesamt für die innere Unmöglichkeit einer Gesellschaft. Es strukturiert das ganze lyrische Oeuvre Trakls bis ins Einzelne. Nunmehr, in den beiden letzten Gedichten, wird zur Verallgemeinerung einer äußersten existentiellen Grenzerfahrung auch noch das Nicht-mehr-Aussagbare, die ‚andere Seite‘, durch sprachliche Artikulation und deren Abbruch im Verstummen kenntlich gemacht. Dafür steht „die Schwester“ als Signal. – Zudem erscheint aber die Schwester, Margarethe Langen-Trakl, bei unserem Stelldichein als *die andere* Leidensfigur, förmlich als ein schattenhaftes Nachbild des Bruders Georg. Ihr gilt dessen letzte, durch Wittgenstein ermöglichte, ökonomische Zuwendung und, nach dessen Tod, die Hilfeleistung Lasker-Schülers und Fickers.

Nicht zu vergessen wären bei einem weiteren Ausbau des Szenarios natürlich auch Bezüge zu jenen, die zu den Aktivitäten der Genannten in einem konflikthaften Verhältnis standen, wie etwa die hier genannten ‚Kriegslyriker‘. Auch das Gegensätzlich-Handeln gehört, wie gesagt, in den Zusammenhang eines Gemeinschaftshandelns.⁷⁷

Ich gebe gerne zu, dass sich manches von mir ‚ahnungsweise‘ Postulierte nicht oder nur sehr schwer in einen methodisch nachvollziehbaren Diskurs wird fassen lassen. Die Wege dorthin führen über interdisziplinäre Reflexionen, hauptsächlich auf semiotischer Ebene. Zu bedenken werden sein: die vielseitige Deutbarkeit von Überlieferungszeugen, die Kompatibilität von Wort und Bild, von Wort und musikalischer Klangbildung, von fiktiver und nicht-fiktiver Darstellungsform, von stilistischen Diskrepanzen und Kohärenzen. Dafür sind passende Beschreibungsformen zu finden, welche die Handlungsweisen der Beteiligten tatsächlich als Elemente eines übergreifenden gemeinsamen kulturellen Handelns erkennbar machen, als Elemente eines komplexen, durchschaubar gegliederten „Sachverhalts“ (um noch einmal mit Wittgenstein zu sprechen).

Anmerkungen

Vortrag, gehalten am 6. 11. 2004 beim Symposium zum 90. Geburtstag Trakls an der Universität Lemberg.

- 1 Ludwig von Ficker: Der Abschied. In: L. v. F.: Denkkzettel und Danksagungen. Reden. Aufsätze. Hrsg. von Franz Senn. München 1967, S. 80-101.
- 2 Georg Trakl: Dichtungen und Briefe. Hrsg. von Walter Killy und Hans Szklenar. Salzburg 1969, 2 Bde, Bd. 1, S. 542-548; Christian Paul Berger: „.... der eigenen Stille ungestört nachgehen“. Ein Dankbrief Georg Trakls an Ludwig Wittgenstein. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 8, 1989, S. 67-75. Eine Postkarte, die Ficker und Trakl in Krakau gemeinsam an Lasker-Schüler richteten, ist durch Lasker-Schülers Antwort an Ficker bezeugt.
- 3 Vgl. die einschlägige Korrespondenz in: Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1914-1925. Hrsg. von Walter Methlagl, Anton Unterkircher u.a. Innsbruck 1988 (= Brenner-Studien 8), S. 23-110.
- 4 Adrien Finck: Nochmals zu Georg Trakls Gedicht *Grodek*. In: Recherches Germaniques. Université des Sciences Humaines Strasbourg Nr. 25, 1995, S. 181-187.
- 5 Max Weber: Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie. In: M. W.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. v. Johannes Winckelmann. 7. Aufl. Tübingen 1988 (= UTB für Wissenschaft 1492), S. 427-474, hier 429, 441.
- 6 Vgl. Ficker (Anm. 1).
- 7 Vgl. Ludwig von Ficker: Briefwechsel 1909-1914. Hrsg. von Walter Methlagl, Anton Unterkircher u.a. Salzburg 1986 (= Brenner-Studien 6); Ficker (Anm. 3); L. v. F.: Briefwechsel 1926-1939. Hrsg. von Walter Methlagl, Anton Unterkircher u.a. Innsbruck 1991 (= Brenner-Studien 11); L. v. F.: Briefwechsel 1940-1967. Hrsg. von Walter Methlagl, Anton Unterkircher u.a. Innsbruck 1996 (= Brenner-Studien 15).
- 8 Anton Unterkircher: Der Briefwechsel Ludwig von Fickers mit Ludwig Wittgenstein und was ein Trakl-Brief damit zu tun hat. In: Werner M. Bauer, Johannes John, Wolfgang Wiesmüller (Hrsg.): Ich an Dich. Edition, Rezeption und Kommentierung von Briefen. Innsbruck 2001 (= Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 62), S. 205-216.; Anton Unterkircher (Hrsg.,=: Engführung. Ludwig von Ficker, Ludwig Wittgenstein, Rainer Maria Rilke und Georg Trakl im Briefwechsel. Mit Ludwig von Fickers Essay „Rilke und der unbekannte Freund“. Internetpublikation bei der Firma IntelLex: <http://library.nlx.com>, 2001.
- 9 Vgl. Anton Unterkircher und Walter Methlagl: Rainer Maria Rilke und Ludwig Wittgenstein. Abschrift „Aus den Elegieen“ war das „herrliche Geschenk“ an den „unbekannten Freund“. In Walter Methlagl: Bodenproben. Kulturgeschichtliche Reflexionen. Innsbruck 2002, S. 25-51.
- 10 Trakl (Anm. 2), S. 545, Brief Nr. 135, Krakow, 25. X. 1914.
- 11 Max von Esterle: Karikaturen und Kritiken. Hrsg. v. Wilfried Kirschl und Walter Methlagl. Salzburg 1971 (= Brenner-Studien, Sonderreihe 1).
- 12 Mitteilung Ludwig von Fickers an den Verfasser. In Hans Limbachs „Begegnung mit Georg Trakl“ (In: Erinnerung an Georg Trakl. Innsbruck 1926; 3. Aufl. hrsg. v. Hans Szklenar, Salzburg 1966, S. 117-126) kommt diese Äußerung nicht vor.
- 13 Max von Esterle an Ludwig von Ficker, 18. Sept. 1914. In: Ficker (Anm. 3), S. 16f.
- 14 Vgl. Karl Kraus an Sidonie Nádherný, 1.7.1914 und 2.7.1914. In: Karl Kraus: Briefe an Sidonie Nádherný von Borutin 1913-1936. Hrsg. v. Friedrich Pfäfflin. 2 Bde, Göttingen 2005, Bd. 1, S. 61f.
- 15 Mitteilung Ludwig von Fickers an den Verfasser.
- 16 Kraus (Anm. 14), Bd. 1, S. 79-81.
- 17 Ebenda, S. 82f.
- 18 Ebenda, S. 99f. (Beilage: „Harden-Deutsch“).
- 19 Gerald Stieg: Der Brenner und Die Fackel. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte von Karl Kraus. Salzburg 1976 (= Brenner-Studien 3), S. 53f.
- 20 Karl Kraus: In dieser großen Zeit. In: Die Fackel (hier „F“ mit Nummer, Datum und Seitenzahl) Nr. 404, 5. Dezember 1914, S. 1-19, hier S. 2.
- 21 Vgl. die redaktionelle Bemerkung, ebenda, S. 20.
- 22 Kraus (Anm. 14), Bd. 1, S. 109.
- 23 Karl Kraus: Auswahl aus dem Werk. Hrsg. v. Heinrich Fischer. München 1957, S. 312-314.

- 24 Hans Szklenar: Beiträge zur Chronologie und Anordnung von Georg Trakls Gedichten auf Grund des Nachlasses von Karl Röck. In: Euphorion 60, 1966, S. 221-262, hier S. 227.
- 25 Vgl. Ficker (Anm. 1), S. 87-90.
- 26 Kraus (Anm. 14), Bd. 1, S. 95.
- 27 Vgl. Eberhard Sauermann: Literarische Kriegsfürsorge. Österreichische Dichter und Publizisten im Ersten Weltkrieg. Wien, Köln, Weimar 2000 (= Literaturgeschichte in Studien und Quellen 4).
- 28 F 404, S. 16f.
- 29 Ludwig von Ficker an Werner Meyknecht, 28. 1. 1934, Ficker (Anm. 7), 1991, S. 245; vgl. auch L. v. F. an Hildegard Jone, Ende Juni 1928, ebenda, S. 119-122.
- 30 Karl Kraus an Sidonie Nádherný, 13./14. 11. 1914. In: Kraus (Anm. 14), Bd. 1, S. 102.
- 31 Szklenar (Anm. 24), S. 233f., wo Karl Röck von seinen wiederholten Versuchen schreibt, Trakl „den Verkehr aufzusagen“, etwa am 11. August 1914, vormittags, in einer vorbereitenden Notiz: „Zu Trakl (in der Intention): Es ist eben weit mehr ein Glauben ... als Überzeugung bei Ihnen, daß aus den Deutschen nichts Großes mehr komme. Da steht denn Glaube gegen Glaube...“. Dann, am Nachmittag desselben Tages, bei einer mündlichen Auseinandersetzung: „Ich ertrage es nicht länger, so über die Deutschen sprechen zu hören. Und ich selbst sprach so; wenn ich selbst sagte, daß es den Deutschen vielleicht besser wäre zu unterliegen gegen die Russen, so war dies frevelhafter Wahnwitz [...] jetzt, wo der Krieg ist, wie dürfte ich so etwas aussprechen. Und wenn ich es dürfte: so höchstens zu einem Deutschen, der die Deutschen liebt. Aber nicht gegenüber einem, der die Russen liebt und mehr: die Deutschen haßt ... Solche Sachen mitanhören – wie daß nichts Großes mehr aus den Deutschen kommen könne – das darf ich nicht hören [...].“
- 32 Ficker (Anm. 1), S. 84.
- 33 Heute Kunstmuseum Basel.
- 34 Georg Trakl: Sämtliche Werke und Briefwechsel. Innsbrucker Ausgabe. Historisch-kritische Ausgabe mit Faksimiles der handschriftlichen Texte Trakls. Hrsg. v. Eberhard Sauermann und Hermann Zwerschina. Band IV.2, Frankfurt, Basel 2000, S. 249-260. S. 249 eine kritische Darstellung des Bezugs zu Kokoschkas Bild *Die Windsbraut*.
- 35 Ficker (Anm. 3), S. 42f.
- 36 Ebenda, S. 47f.
- 37 Heute Guggenheim-Museum New York. Vgl. Elfriede Wiltchnigg: Der „irrende Ritter“. Oskar Kokoschka, seine Beziehung zu Alma Mahler und der Erste Weltkrieg. In: Helmut Konrad: Krieg, Medizin und Politik. Der Erste Weltkrieg und die österreichische Moderne. Wien 2000.
- 38 Heute Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Innsbruck.
- 39 Trakl (Anm. 34), S. 327-332.
- 40 Ficker (Anm. 3), S. 36.
- 41 Ebenda, S. 39f.
- 42 Ficker (Anm. 7), 1991 S. 17.
- 43 Else Lasker-Schüler: Der Malik. Briefe an den blauen Reiter Franz Marc (mit 6 Zeichnungen der Dichterin). In: Der Brenner 4, 1913/14, H. 19, 1. Juli 1914, S. 852-862.
- 44 Else Lasker-Schüler: Die gesammelten Gedichte. Leipzig o. J. (1917).
- 45 Ebenda, S. 9-37.
- 46 Ebenda, S. 38.
- 47 Else Lasker-Schüler: Gesammelte Werke in drei Bänden. Hrsg. v. Friedhelm Kemp. Bd. 2, München 1962, S. 520f.
- 48 Vgl. Stieg (Anm. 19), S. 294-296.
- 49 Trakl (Anm. 34), Bd. IV.1, S. 231-255.
- 50 Else Lasker-Schüler: Sämtliche Gedichte. Hrsg. v. Friedhelm Kemp. München 1977, S. 151f.
- 51 Ficker (Anm. 7), 1991, S. 17.
- 52 Ehemals Eigentum Fickers; Original verschollen.
- 53 Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen. Frankfurt a.M. 1984 (= suhrkamp taschenbuch wissenschaft 501).
- 54 Ludwig Wittgenstein: Diarios secretos. Zweisprachige Ausgabe von Wilhelm Baum. Madrid 1991.
- 55 Ebenda, S.50, 52.
- 56 Wittgenstein (Anm. 53), S. 92f

- 57 Wittgenstein (Anm. 54), S. 68, 72.
58 Wittgenstein (Anm. 53), S. 107, 108.
59 Wittgenstein (Anm. 54), S. 80.
60 Wittgenstein (Anm. 53), S. 110.
61 Wittgenstein (Anm. 54), S. 82, 84.
62 Wittgenstein (Anm. 53), S. 112, 114.
63 Wittgenstein (Anm. 54), S.84, 86-88.
64 Brian McGuinness: Wittgensteins frühe Jahre. Frankfurt a.M. 1988, S. 353.
65 Ebenda.
66 Zit. nach Ray Monk: Ludwig Wittgenstein. The Duty of Genius. London 1919 (= Penguin Books), S. 93.
67 Ludwig Wittgenstein an Ludwig von Ficker, Ende Okt./Anf. Nov. 1919. In: Ficker (Anm. 3), S. 196f.
68 Der Wortlaut und die näheren Umstände der Widmung sind wiedergegeben in: Unterkircher und Methlagl (Anm. 9).
69 Rainer Maria Rilke an Axel Juncker, 19. Okt. 1914. In: Rainer Maria Rilke 1875-1975. Eine Ausstellung des deutschen Literaturarchivs Schiller-Nationalmuseums. Marbach a.N./Stuttgart 1975 (= Kataloge Schiller-Nationalmuseum 26), S. 196.
70 Ficker (Anm. 3), S. 26f.
71 Ebenda, S. 86f.
72 Rainer Maria Rilke: Briefe aus den Jahren 1914 bis 1921. Leipzig 1938, S. 57.
73 Ficker (Anm. 3), S.86f
74 Ficker (Anm. 1), S.87.
75 Zit. nach Unterkircher und Methlagl (Anm. 9), S.33.
76 Claudio Magris: Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur. Salzburg 1966: „Trakls Stimme ist trostloser und vom Empfinden modernder Auflösung, das von seiner expressionistischen Sprache noch hervorgehoben wird, stärker durchdrungen“ (als z.B. die Stimmen Hofmannsthals und Rilkes, S. 175); „Trakl, ein bresthafter Spross“ (S. 176), u.a.m.
77 Vgl. Sauer mann (Anm. 27).

